

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 24 (1919-1920)
Heft: 3

Artikel: Die Rose
Autor: E. K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-311478>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

es und sperrte mit den Füssen vor der Schultüre an. Drinnen stand es mit gesenktem Kopfe vor dem Pult und zupfte mit den Fingern an der Schürze. „Komm, zeig mir deinen Sack, Sopheli; es geschieht dir nichts.“ Die Lehrerin zog die Farbenstifte heraus. „Ich hab' sie nicht genommen“, tönte es durch's leere Zimmer. — Die Lehrerin hatte wohl gehört, dass Sopheli nichts zu Weihnachten bekommen. Sie nahm das Kind bei der Hand, hob mit der andern sein Köpflein und sagte zu ihm: „Söpheli, gelt, weil du nichts zu Weihnachten bekommen, wolltest du diese Farbstifte haben, und weil sie schön glänzten. Söpheli nickte, hielt aber den Kopf immer noch zu Boden gesenkt. „Du darfst sie jetzt behalten; aber nehmen tust du gar nie mehr, gelt.“ Söpheli schüttelte heftig sein Köpflein. Während es die Farbenstifte ergriff, leuchtete etwas so Frohes, Seltenes in seinen Augen auf. Es hob den Kopf und schaute verwundert zur Lehrerin. Diese dachte im stillen, fängt wohl dann das Stehlen im Menschen an, wenn das Kind so liebearm ist, so ganz arm, und alle andern Freude haben, nur das eine Menschenkind nicht, das Kleine, das es nicht fassen kann, dass es Menschen geben soll, die nichts haben, und dass es eine Leere ausfüllen will, eine Leere, wie sie aus den Augen des Kindes gegähnt? — Voller Ehrlichkeit legte es von jetzt an sein Händchen in die Hand der Lehrerin, und in seinen Ohren tönte nicht mehr das hässliche Wort „du lügst“, und das andere „du hast gestohlen“ — wenigstens in der Schule nicht mehr. — Wollte es stehlen? Nein, nur eine Leere ausfüllen, eine Leere, die vom mütterlichen Feuer ausgesengt, vom verzehrenden Feuer einer Menschenverächterin, einer Verstossenen, um des lieben Geldes willen.

Die Rose.

Von E. K.

Es war am Tage vor Weihnachten. Ich brachte die Festzeit in einem unserer Hochtäler zu. Für den Nachmittag hatten wir uns, ein kleiner Kreis von Bekannten, im traulichen Zimmer unserer alten mütterlichen Freundin zusammengefunden.

Das Wetter war unfreundlich und kalt; durch die Fenster schauten die Bergriesen düster, fast drohend uns an, und ein Schneesturm tobte heulend um das Haus. Desto gemütlicher war es aber am grünen Kachelofen, dessen behagliche Wärme wir heute doppelt wohlig empfanden.

Man sprach von diesem und jenem, von grossem und kleinem, bis ein Bittender, der die offene Hand unserer gütigen Gastgeberin kannte, uns unterbrach und, als diese wieder eingetreten war, unser Gespräch auf die Handwerksburschen und allerlei fahrendes Volk lenkte.

Unsere Freundin hatte im fernen Westen ein grosses Haus besessen, in welchem alle, die der Hilfe und des Trostes bedurften, Hohe und Niedrige, freundlicher Teilnahme sicher waren. Sie konnte also aus reicher Erfahrung schöpfen.

Der Sturm hatte sich unterdessen gelegt, die Wolken fingen an, sich zu zerteilen, und da schlich sich auf die Berge auch noch ein zarter, roter Schimmer, erst nur wie ein schüchternes Lächeln auf einem finstern Gesicht; er wurde aber immer heller und heller, bis sich die ganze Landschaft in dem rosigen Lichte zu verwandeln schien und die Gipfel in fast überirdischer Schönheit erglühten. Was vorher starr und kalt und tot dagestanden hatte, sah aus, als ob es beseelt sei von Licht und Wärme und Leben. Selbst unser dämmeriges Gemach war erfüllt von dem leuchtenden Widerschein.

Als er erloschen war, sagte unsere Freundin: „Unser voriges Gespräch und der heutige Abend bringen mir ein Erlebnis in Erinnerung, das, so unbedeutend es scheinen mag, mich tief ergriffen hat.“

Es war wie heute der Tag vor Weihnachten. Der Postbote hatte mir Edelrosen von seltener Schönheit und Vollkommenheit gebracht, die liebende Hand und treues Gedenken mir als Weihnachtsgruss gespendet. Ich war eben daran, sie in der Vorhalle in Schalen zu stellen, als ein ‚Tramp‘, wie sie in meiner Heimat genannt werden, kam und um eine Gabe bat.

Ich habe nie einen Tramp, wenn es mir immer anders möglich war, nur mit einer Gabe abgefunden. Freundliche Teilnahme und ein aufmunterndes Wort sind ihnen meist ebenso nötig oder noch nötiger, und immer hatte ich dafür empfänglichen Boden gefunden; immer noch war ein düsterer Blick heller und eine verbitterte Miene milder geworden.

Nur bei diesem einen, von dem ich gesprochen, schien es mir nicht gelingen zu wollen. Sein Äusseres hatte nichts Außälliges, sein Gesicht war weder schön noch unschön, weder gut noch böse; was mich aber darin besonders berührte, war ein Ausdruck, wie ich ihn vorher und seither nie gesehen, so trostlos und so völlig, völlig hoffnungslos. Ich versuchte alles, um etwas in ihm hervorzulocken, das wenigstens einem Schein von Leben und Freude glich; aber vergebens. Meine Gaben nahm er gerne und wie mir schien, dankbar an, meinen Worten hörte er willig zu, aber kein Zug veränderte sich in dem Gesichte, das in einem furchtbaren Leide erstarrt zu sein schien. War es durch eigene oder fremde Schuld, durch einen harten Schicksalsschlag oder unter dem langen Drucke eines schweren Geschickes so geworden? Ich machte keinen Versuch, es zu ergründen; aber es war mir unmöglich, den armen Menschen so ganz ohne Trost von meinem Hause ziehen zu lassen — und dazu noch am Christabend. Und doch hatte ich alle meine Hilfsquellen erschöpft. Was konnte ich noch versuchen? Ich blickte ratlos umher; schon wandte er sich zum Gehen. Da fiel mein Blick auf die Rosen. Von einer plötzlichen Eingebung geleitet, nahm ich eine derselben und streckte sie ihm hin. — Und was ich mit allem andern nicht erreicht, vermochte die Reinheit und Schönheit der Blume. Sie musste die feinste Seite seines Wesens berührt und dort etwas geweckt haben, was — vielleicht lange, lange schon — verschüttet und begraben schien; denn ein leises Zittern und Zucken ging durch seine Züge, und in seine Augen kam ein Schein, so schwach und zaghaft zuerst nur, wie vorhin das erste Licht auf den Bergen; dann aber leuchtete auf einmal sein ganzes Gesicht in einer Dankbarkeit und Freude, die es völlig verwandelten und verklärten. Es war nicht mehr der arme, unglückliche Tramp, der vor mir stand, so vergeistigt und veredelt sah er aus.“

Unsere Erzählerin schwieg bewegt. Es lagen Jahrzehnte zwischen damals und heute, Jahrzehnte eines reichen Lebens, erfüllt von viel Schönem und Gutem, aber auch von einem gerüttelt vollen Masse des Leids, und doch hatte die Erinnerung an jenen Beweis des unauslöschlich Göttlichen im Menschen auch heute noch die Kraft gehabt, die alten, blauen Augen mit Tränen zu füllen.

An seinem „Geringsten“.

Von E. K.

Als ich vor vielen Jahren einmal als Weihnachtsferiengast heimreiste, war es für meine Wiedersehensfreude eine leise Enttäuschung, noch andern Besuch, ein mir unbekanntes, junges Mädchen, anzutreffen; das Mädchen hatte aber etwas